

Predigt zu Matthäus 18, 20 im Gottesdienst am 3. Oktober 2022 um 10 Uhr
in der Johanneskirche in Gießen
(gehalten von Christine Lieberknecht)

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater und von unserem Herrn und Heiland Jesus Christus. Amen

Liebe Gemeinde,

die deutsche Einheit in Frieden und Freiheit in einem geeinten Europa – wie glücklich hatte sich an jenem 3. Oktober vor 32 Jahren, im Jahr 1990, alles gefügt.

Die deutsche Bundesregierung unter Bundeskanzler Helmut Kohl und die letzte und zugleich erstmals frei gewählte Regierung der DDR unter Ministerpräsident Lothar de Maiziere hatten es geschafft, mit Zustimmung all unserer europäischen Nachbarn und unterstützt von dem amerikanischen Präsidenten George Bush, (sen.) und dem sowjetischen Staatspräsidenten Michail Gorbatschow die staatliche Wiedervereinigung Deutschlands unumkehrbar zu besiegeln.

Was für eine unglaubliche Leistung wurde da in einer Zeit von nicht einmal elf Monaten zwischen dem Fall der Mauer am 9. November 1989 bis zum 3. Oktober 1990 vollbracht!

Es ist ein Wunder der Geschichte. Für mich als Christin ist es ein Wunder Gottes! Ein Wunder Gottes – natürlich auch getragen von seinem tatkräftigen, sich einander vertrauenden, mutig und klug agierenden „Bodenpersonal“. Dazu gehören die klugen und besonnenen, aber auch beherzt handelnden Staatenlenker jener Zeit genauso wie die vielen Menschen, die sich über Jahre hinweg mit Gebeten und Kerzen in den Händen für Frieden, für Gerechtigkeit und für eine bessere Welt eingesetzt hatten und sich im Herbst 1989 mutig auf den Straßen und Plätzen dem SED-Regime entgegen gestellt haben. Sie alle gehören dazu. Und ihnen allen gilt mein großer Dank auch 32 Jahre nach der glücklichen Wiedervereinigung unseres Landes.

Deutsche Einheit in Frieden und Freiheit –

liebe Gemeinde, was gäben wir heute darum, wenn es doch so geblieben wäre... - unser Land inmitten seiner Nachbarn auf einem Kontinent des Friedens.

Was gäben wir darum, wäre uns, und um vieles mehr noch, dem ukrainischen Volk, der noch immer brutal wütende, mörderische russische Angriffskrieg vom 24. Februar erspart geblieben.

Ja, was gäben wir dafür?!

Noch an keinem 3. Oktober seit 1990 haben wir vor solch einer Erschütterung unserer 1989/90 errungenen guten Perspektiven für unser Land in Frieden und Freiheit in einem geeinten Europa gestanden.

Das ist mehr als eine Verunsicherung, mehr als eine Irritation, mehr als ein Irrtum. Was da gegenwärtig geschieht, das trifft uns ins Mark. Es erschüttert uns in unseren Grundfesten.

Der tschechische Bürgerrechtler und spätere Staatspräsident Vaclav Havel formulierte rückblickend auf die glücklichen Fügungen der Jahre 1989/90 kurz vor seinem Tod Ende des Jahres 2011 in seinem letzten Essay „Vom Wert der Freiheit“:

„Wir denken an den dramatischen Bruch bisher so hermetisch versiegelter Grenzen, an das Durchtrennen von Stacheldraht, an das Einreißen der Mauern quer durch Europa... Es war das Ende der bipolaren Teilung, nicht nur von Europa, sondern der ganzen Welt. Es war ein Moment von solch historischer Bedeutung, dass viele Menschen das Gefühl hatten, von nun an könne die Welt gedeihen. – Es geschah nicht.“

Unsere Welt ist nicht friedlicher geworden.

Und dennoch, oder gerade auf dem Hintergrund unserer bitteren Erkenntnis, dass Waffengewalt, Blutvergießen, unvorstellbare Verbrechen von Seiten der Diktatoren dieser Welt, und eben auch vom russischen Präsidenten Wladimir Putin, eingesetzt werden, um unschuldige Menschen zu töten, ja um ganze Völker auszulöschen, - gerade auf diesem Hintergrund kann unsere Dankbarkeit für unsere eigene Geschichte der friedlichen Revolution und der deutschen Wiedervereinigung 1989/90 gar nicht groß genug sein.

Es war eine Zeit, in der sich zumindest für diesen historischen Moment, die alten prophetischen Weissagungen vor unseren Augen und Ohren erfüllten. Die Propheten Jesaja und Micha sahen „Schwerter zu Pflugscharen“ werden. Ich erinnere an Micha 4,3 und Jesaja 2,4: Dort heißt es:
„Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen.“

Seit Beginn der 1980er Jahre hatten vor allem junge Menschen in der DDR Aufnäher mit dieser Vision auf ihren Anoraks und Kutten getragen. Der DDR-Staatsmacht missfiel das sehr. Immer wieder versuchte sie Jugendliche allein wegen dieses Zeichens zu kriminalisieren und mit Benachteiligungen an der Schule, in der Ausbildung oder an der Arbeitsstelle zu bestrafen.

Und noch etwas war wichtig:

In der seit Beginn der 1980er Jahre verstärkten Friedensarbeit unter dem Dach der Kirchen gab es Höhepunkte. Das waren die jährlichen Friedensdekaden. Sie begannen jeweils am drittletzten Sonntag im Kirchenjahr und endeten am Buß- und Betttag. - Das ist auch heute noch so.

Zu den Friedensdekaden kamen viele Menschen zusammen, um für den Frieden zu beten, gemeinsam nachzudenken und auch Aktionen zu verabreden und durchzuführen. Für die Gottesdienste gab es eine gemeinsame Agenda für alle evangelischen Kirchen in Deutschland, in West und Ost. Das war ein schönes und wirksames Zeichen deutsch-deutscher Verbundenheit in unseren Kirchen. Ja, da waren wir viele Menschen in unseren Kirchen.

Aber es gab in den Gemeinden in der DDR auch Gruppen, die sich über Jahre hin einmal in der Woche zum Friedensgebet auch außerhalb der Friedensdekaden getroffen haben. Das waren dann oftmals nur sehr wenige. Sie trafen sich in ganz kleiner Schar: der Pfarrer, Kirchendiener und vielleicht noch zwei Jugendliche aus der Jungen Gemeinde...

Auch in Leipzig in der großen Nikolaikirche, die 1989 zur „Revolutionskirche“ geworden war, war das so. Über viele Jahre trafen sich nur wenige Christen zu den Montagsgebeten in der Nordkapelle der Nikolaikirche. Montag für Montag ging das so, und oft mit nur wenigen Leuten.

Christian Führer berichtet in seinen Erinnerungen in seinem Buch „Und wir sind dabei gewesen. Die Revolution, die aus der Kirche kam“ von diesen kleinen Gruppen und darüber, wie es für ihn überhaupt nicht infrage kam, ein

Friedensgebet wegen der geringen Zahl an Mitbetern abzusagen. Ausfallen lassen – das war keine Option. Stattdessen berichtet Christian Führer, wie er die wenigen Anwesenden an die Worte Jesu erinnerte: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Matth. 18,20)

Liebe Gemeinde,

wenn wir auf das „Wunder von Leipzig“ am 9. Oktober 1989, auf den Abend, an dem die friedliche Revolution zum Durchbruch kam, an den Abend, an dem die Panzer in den Kasernen blieben, an den Abend, an dem 70.000 Menschen friedlich gegen die Machthaber eines bis an die Zähne bewaffneten Systems demonstrierten, ohne dass auch nur eine einzige Fensterscheibe zu Bruch gegangen wäre und ohne dass nur eine einzige Faust einen anderen Menschen geschlagen hätte, - wenn wir also auf diesen Abend blicken, dann ist es gut, auch um die Botschaften zu wissen, die diesen Abend möglich gemacht haben. Es waren Botschaften, die sich über viele Jahre zunächst ganz bescheiden, in ganz kleinen Gruppen in die Gedanken, in die Gebete, in die Herzen der Menschen eingegraben hatten.

Und dieser Vers 20 aus dem 18. Kapitel des Matthäus-Evangeliums gehört dazu:

„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Die zweite Botschaft war der Ruf von Papst Johannes Paul II., den er als neu gewählter Papst bei seinem ersten Besuch in seiner polnischen Heimat im Juni 1979 seinen polnischen Landsleuten zurief: „Habt keine Angst!“

Ein Viertel aller Polen, das sind 10 Millionen Menschen, hatte Papst Johannes Paul II. damals unmittelbar mit seiner Ermutigung erreicht. Unter anderem hat diese Ermutigung die Gründung der polnischen Widerstandsbewegung „Solidarnosc“ stark inspiriert. Der Papst wurde zur Symbolfigur des polnischen Widerstands.

Mit diesen beiden Botschaften aus den beiden großen Kirchen – der katholischen Kirche mit Papst Johannes Paul II. und der evangelischen Kirchen als Orte der Friedensgebete, der kleinen Gruppen für Frieden, für Abrüstung,

Menschenrechte, für Frauen, für Umwelt, für die Eine Welt... hätte es diesen friedlichen Herbst 1989, freilich auch in dieser einmalig günstigen weltpolitischen Lage, so nicht gegeben. Alles musste zusammenspielen. Dazu gehörten die bereits im Gang befindlichen Demokratisierungen in Polen und Ungarn. Dazu gehörte die Politik von Glasnost und Perestroika mit Michail Gorbatschow in der Sowjetunion. Dazu gehörte die immer desaströser werdende wirtschaftliche Lage im gesamten Ostblock und auch in der DDR. Dazu gehörten die vielen Menschen, die seit Anfang des Jahres 1989 in immer größerer Zahl der DDR den Rücken kehrten und Zuflucht in den bundesdeutschen Botschaften in Prag und Budapest gesucht und gefunden hatten...

Aber das alles hätte sich nicht so glücklich und friedlich gefügt ohne das Dach der Kirchen, ohne den Mut „Habt keine Angst...“ auf der einen Seite und ohne die Demut im Gebet vor Gott auf der anderen Seite.

„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Liebe Gemeinde,

ich möchte mit Ihnen diesen Bibelvers am heutigen Tag aus drei Perspektiven heraus bedenken. Es sind Punkte, die mir auch biografisch wichtig sind.

1. Vom Mutmach-Vers zur Friedensbotschaft

Da spreche ich etwas näher über die Nikolaikirche in Leipzig und die friedliche Revolution 1989

2. Der Glaube an Jesus Christus macht die Schwachen froh und frei

Da geht es mir um die Freiheit der Kinder Gottes gegenüber der behaupteten Allmacht der kommunistischen Staatsdoktrin in der DDR („Der Marxismus ist allmächtig, weil er wahr ist.“)

3. Wo ist die Frage nach unserem Glauben an Jesus Christus und Gott, unserem Schöpfer und Herrn der Geschichte heute?

Das sind drei Punkte, an denen sichtbar werden wird, was es heißt „In der Unfreiheit innerlich frei (zu) sein“, um das Thema unseres Gottesdienstes an dieser Stelle noch einmal aufzunehmen.

Zunächst also:

1. Vom Mutmach-Vers zur Friedensbotschaft

Es war ja nicht nur Pfarrer Christian Führer, der in der Nordkapelle der Leipziger Nikolaikirche angesichts von wenigen Christen auf die Zusage Jesu „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ zurückgriff.

Auch ich tat das als junge Pastorin im Weimarer Land, in der „Weimarer Kirchenwüste“, wie es im Volksmund und auch bei meinen kirchlichen Amtsgeschwistern etwas salopp bezüglich der als wenig fromm geltenden Gegend, in der mein Pfarramt lag, hieß.

Wenn nur wenige Christen zu den ganz normalen Sonntagsgottesdiensten kamen, zitierte auch ich diesen Vers. Ich fand es immer wichtig, dass die Gottesdienste stattfanden. Wir haben immer gesungen, gebetet, Gottes Wort gehört, ich habe gepredigt... Ausfallen lassen war auch für mich nie eine Option.

Allerdings gehörte dazu auch die Überzeugung, dass es bei dieser Zusage Jesu ja nicht nur, und nicht einmal in erster Linie, um Trost für die kleine Schar der Getreuen ging.

Darum geht es bei diesem Vers ganz und gar nicht.

Wer den Kontext in Matthäus 18 liest, der stellt fest: da ist alles andere als eine kleine friedliche Gemeinde versammelt, die ob ihrer geringen Zahl an Nachfolgern Jesu getröstet werden wollte.

Vielmehr war – so wird man das wohl sagen können – richtig „Leben in der Bude“. Da waren Streitigkeiten. Da wusste es der eine besser als der andere. Da ging es um den Umgang mit Schuld und Sünde, um Zurechtweisung und Gehorsam, um Vollmacht und Schlüsselgewalt in der Nachfolge Jesu; also um alles andere als um Harmonie in einer einigen Gemeinde.

Das war in den Kirchen im Herbst 1989 nicht anders, auch in Leipzig nicht.

Die Gruppen, die über Jahre hinweg in den Kirchen um Frieden gebetet hatten, für Veränderung, für Versöhnung, für Gewaltlosigkeit...- diese Gruppen hatten sich nie als eine Art „Ideal-Gemeinde“ Jesu verstanden – „Ideal-Gemeinde“? – Was wäre das denn überhaupt? ...

Nein, so haben die dort Versammelten nie gedacht, nicht solange es kleine Gruppen waren, und nicht als die Zahlen größer wurden.

Für alle galt, versammelt sein im Namen Jesu. Da stehen auf einmal sehr unterschiedliche Menschen beisammen. Langjährige Mitglieder der Gemeinde stehen neben dem gerade erst dazu gekommenen Ausreisewilligen, der vorher nie etwas mit Kirche zu tun gehabt hat oder dem Oppositionellen, der mit der Staatsmacht aneinander geraten war und für den die Kirche zum einzigen, noch möglichen Schutzraum geworden war.

So verschieden, so gemischt die Teilnehmer an den Friedensgottesdiensten und –gebeten waren, so fern oder nah sie zuvor der Kirche gegenüber standen, so waren sie nun alle versammelt im Namen Jesu unter der einen Botschaft: Ich bin mitten unter euch.

Und je mehr Menschen sich versammelten, umso mehr wurde aus dem Trost für die kleine Gruppen, umso mehr wurde aus der Ermutigung „Ihr seid nicht allein. Ich bin bei euch, denn ihr seid versammelt in meinem Namen“ – umso mehr wurde aus dieser Ermutigung die Botschaft Jesu schlechthin - die Friedensbotschaft Jesu: Keine Gewalt!

Diese Friedensbotschaft „Keine Gewalt“ traf den Einzelnen. Sie traf jeden Einzelnen.

Sie traf den Einzelnen in der kleinen Gruppe von zwei oder drei, die sich versammelt hatten.

Sie traf den Einzelnen bei 20 oder 30 Anwesenden, bei 200 oder 300, bei 2000 oder 3000, bei 30.000 Menschen und bei 70.000 Menschen, die am 9. Oktober 1989 in Leipzig gekommen waren.

Menschen sind versammelt im Namen Jesu. Jede und jeder einzelne ist wichtig. Er ist wichtig in der kleinen Gruppe. Das ist plausibel. Wo nur zwei oder drei Menschen zusammen sind, da kommt es auf jeden an. Genauso kam es aber auch bei 70.000 oder 100.000 Menschen auf den Demonstrationen auf jeden an. „Keine Gewalt“ – dieser Ruf musste von allen, von jedem einzelnen, befolgt werden. Niemand durfte ausscheren, niemand durfte einem anderen auch nur einen Schlag versetzen. Auf den Lippen Gebete und der Ruf „Keine Gewalt“ und in den Händen die Kerzen – das war zentral. Das war Botschaft in Namen Jesu. Aus dem Mutmach-Vers war die zentrale Friedens-botschaft der friedlichen Revolution geworden.

Natürlich hatten einige auch eine Vorgeschichte mit Jesus.

Ich komme zu meinem 2. Punkt.

2. Der Glaube an Jesus Christus macht die Schwachen froh und frei

Liebe Gemeinde,

viele von denen, die über die Jahre in den kleinen Gruppen durchgehalten hatten, waren es schon als Kind gewohnt, ihren Glauben in einer atheistischen und kirchenfeindlichen Umgebung in der DDR zu behaupten.

Besonders traf das auf die Schule zu.

Ich wurde neulich daran erinnert: Ich war zum „Internationalen Tag der Demokratie“ am 15. September im DDR-Museum in Pforzheim. Da gab es eine Tafel, die besonders an die jugendlichen Besucher des Museums gerichtet war. Darauf stand: „Wie würdest Du reagieren, wenn Dir der Staat vorschreibt, was Du glauben und denken sollst?“

Für die Schüler, mit denen ich dort diskutierte, war das Theorie. Sie hatten es in der Tat schwer, sich so etwas vorzustellen. Für mich war es in meiner Kindheit und Jugendzeit Realität. Es war Alltag.

So standen mir am gestrigen Erntedanktag wieder die martialischen Bilder der sozialistischen Ernteschlachten und die krächzenden Megaphone vor Augen, mit denen die Dörfer bis in den letzten Winkel mit dem Ruf „Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein“ beschallt worden waren. In der Schule mussten wir dazu lernen: „Und hilft kein Gott, kein Kaiser, noch Tribun; Aus dem Elend uns erlösen, können wir nur selber tun.“

Damit wurden Kinder aus christlichen Elternhäusern gehänselt, gemobbt, verhöhnt.

Es gab Lehrer, die zitierten Jury Gagarin, den ersten Menschen im Weltall, als Kronzeugen für die angebliche Nichtexistenz Gottes mit den Worten: „Ich bin im Weltraum gewesen. Ich habe mich überall umgeschaut. Gott habe ich nicht gesehen. Gott gibt es nicht.“

Auch das Lenin-Wort, nach dem „Religion Opium fürs Volk“ sei, gehörte an den sozialistischen Schulen zum Pflichtprogramm, das den Schülern beigebracht werden sollte.

Das waren jetzt nur ganz wenige Beispiele, womit ich in meiner Schulzeit von Seiten meiner Lehrer konfrontiert wurde.

Zum Glück hatte ich ein Elternhaus, in dem ich das Gegenteil lernte. Und nicht nur lernte, sondern auch erlebte – im Herzen und mit Verstand; in dem ich mich geborgen und beschützt fühlen durfte.

So konnte ich den kirchenfeindlichen und gotteslästerlichen, zudem aus meiner Sicht noch dummen, Parolen widersprechen.

Also: von wegen „Ohne Gott und Sonnenschein“ – zu Hause lernte ich „Es geht durch unsre Hände, kommt aber her von Gott“, wie wir es schon als Kinder in dem schönen Lied „Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land“ sangen.

Jury Gagarins Atheismus lernte ich mit Worten des großen Wissenschaftlers und Nobelpreisträgers Albert Einstein zu widersprechen, der je tiefer er in die Wissenschaft eintauchte, umso mehr Ehrfurcht vor den Wundern der Schöpfung Gottes empfand.

Und dann der Satz: „Religion ist Opium fürs Volk“ - Auch das sah ich völlig anders. Aus meiner eigenen Erfahrung und am Beispiel standhafter Christen aus der Geschichte kannte ich immer nur das Gegenteil. Christlicher Glaube gab Motivation, war Auftrag zur Weltgestaltung, brachte Bewegung, machte aktiv. Ich nannte meinen Lehrern Beispiele wie Martin Luther King, Albert Schweitzer, Dietrich Bonhoeffer und Paul Schneider.

Schließlich sah ich mich selbst herausgefordert. Das hieß: Anpacken. Ärmel hochkrepeln. Die Welt in der Freiheit der Kinder Gottes gestalten.

Irgendwie habe ich mich immer viel freier, viel fröhlicher gefühlt als meine kommunistischen Lehrer oder Mitschüler aus kommunistischen Elternhäusern. Auch auf dem Hintergrund dieser Kindheitserinnerungen ist die christliche Freiheit zu meinem Lebensthema geworden:

„Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan im Glauben. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann in der Liebe.“

So weit zu meinem Punkt: Der Glaube an Jesus Christus macht die Schwachen froh und frei.

Liebe Gemeinde,
damit komme ich zu meinem 3. Punkt.

3. Wo ist die Frage nach unserem Glauben an Jesus Christus und nach Gott als unserem Schöpfer und Herrn der Geschichte heute?

Manche von Ihnen haben vorhin etwas den Kopf geschüttelt über den törichten Spruch aus den Megafonen der sozialistischen Erntebriegen aus den 1960er Jahren in der DDR. „Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein.“

Ich frage mich:

Sind wir heute wirklich so viel klüger?

Wir haben gestern Erntedanksonntag gefeiert. Wir feiern heute den Tag der wieder gewonnenen deutschen Einheit. Da ist mit Blick auf das Erntedankfest unser Blick auf Gott, unseren Schöpfer des Himmels und der Erde gerichtet, und mit dem heutigen Tag, dem Gedenken an das Wunder von Leipzig, an das Wunder von Mauerfall und Wiedervereinigung ist unser Blick auf Gott als dem Herrn der Geschichte gerichtet.

Liebe Gemeinde,

das ist mein Blick. Das ist meine Geschichte.

Sie als Gemeinde hier im Gottesdienst werden diesen Blick mit mir teilen.

Aber:

Wer in unserer Gesellschaft ist denn tatsächlich noch bereit, Gott als Herrn der Geschichte zu akzeptieren und sich dann auch noch öffentlich zu ihm zu bekennen?

Es ist auffällig, dass seit einigen Jahren vermehrt die Rolle der Bürgerrechtler, der Kirchen, der Opposition in der DDR und damit auch des christlichen Glaubens für die friedliche Revolution in der DDR nicht nur verblasst, sondern aktiv infrage gestellt wird.

Ja, es gibt Versuche, die Rolle von Christen und der Kirche für die friedliche Revolution in der DDR zu marginalisieren.

Offensichtlich wirkt in einer Welt, in der Menschen immer mehr auf sich selbst setzen und den Menschen zum Maß aller Dinge erheben, eine Revolution, die vom christlichen Glauben getragen wurde und aus den Kirchen kam – verstörend. Menschen, deren ganzes Ziel darin zu bestehen scheint, sich aus allen nur denkbaren Bindungen zu lösen

- aus der Bedeutung der eigenen Nation,
- aus der Bindung zum eigenen Volk
- aus dem Zusammenhalt der Familie

- und eben auch aus der Religion...

Menschen, die in der Loslösung von all diesen Halteseilen unseres menschlichen Lebens ihr Ziel sehen, sind natürlich höchst irritiert darüber, dass die befreiende Kraft für die friedliche Revolution gerade nicht aus der Selbstemanzipation des Menschen kam, sondern aus dem christlichen Glauben an Gott und die bewusste Bindung an die Kirche Jesu Christi.

Für Menschen, die die absolute Selbstbestimmtheit des Menschen zum höchsten Wert ihres Lebens schlechthin erklären, passt das, was 1989 aus dem christlichen Glauben heraus geschah, einfach nicht in deren Weltbild. Alle Deutungen, die die Bedeutung des christlichen Glaubens in den Hintergrund treten lassen, nimmt man daher gerne auf.

Gott als „Herr der Geschichte“ hat in diesem Denken ebenso wenig einen Platz wie bei den früheren SED-Genossen, die einst die Lehrpläne meiner Schule zu Zeiten der DDR bestimmten.

Die Kehrseite dieses Denkens bedeutet allerdings auch: Dort, wo die vollkommene Emanzipation des Menschen durch den Menschen auf der Tagesordnung steht, ist der Mensch auch einzig und allein auf sich selbst verwiesen.

Dankbare Freude, Vertrauen gegenüber Gott, Geborgenheit in der Gemeinde Jesu kommen da nicht auf.

Wo der Mensch nur auf sich selbst verweist, wo Gemeinschaft im Namen Jesu allenfalls ein bedauerndes Schulterzucken hervorruft, dort sieht der Mensch sich dann auch nur auf sich selbst gestellt. – So auch bei keinem geringeren Thema als der „Rettung der Welt“.

Ja, unser Planet ist in Gefahr. Das Aussterben der Artenvielfalt bei Pflanzen und Tieren ist dramatisch. Naturbelassene Räume, Rückzugsorte für Flora und Fauna schmelzen, im bedrohlichsten Sinn des Wortes, immer mehr zusammen. – Und dennoch gilt: Wer von Gott nichts mehr erwartet – bspw. beim Klimaschutz, bei der Rettung der Welt, der muss zwangsläufig alles vom Menschen erwarten und kann damit nur – im wahrsten Sinn des Wortes – heillos - überfordert sein.

Die aktuelle Verbissenheit und Radikalität mancher Klima- und Weltrettungs-„Aktivisten“ erkläre ich mir auch auf diesem Hintergrund.

Liebe Gemeinde,

aus der Geschichte wissen wir: Wann und wo immer sich der Mensch an die Stelle Gottes gesetzt hat, sind diese Versuche brutal schief gegangen.

Einen solchen Versuch sollten wir nicht noch einmal unternehmen.

Die kommunistischen Machthaber in der DDR sind auch daran gescheitert, dass sie meinten, es ginge „ohne Gott und Sonnenschein“.

Deswegen:

Sich mit dem Scheitern der DDR auseinanderzusetzen, lohnt sich auch zur Einordnung mancher Entwicklungen, Zusammenhänge und Ansichten von heute.

Jesu Wort „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ lässt uns dabei als Christen auch in mancher

Minderheitenposition von heute nicht verzagen.

Die Zusage Jesu gibt Mut und Demut zugleich.

Als Christen wissen wir uns geborgen bei Gott. Wir wissen um die Nöte in unserer Welt. Wir beten und packen an.

Wir danken Gott für das Wunder, das er an uns und unserem Volk vor 32 Jahren getan hat.

Wir bitten Gott, er möge uns in den Ungewissheiten, in den aktuellen Sorgen und Nöten der Menschen bewahren und helfen, dass die Welt zum Frieden komme mit neuen Möglichkeiten zu einer neuen Versöhnung und zu

Gerechtigkeit. A m e n.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist, als all unsere Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen

